

Der Besessene oder Abenteuer in Peru

Martha und Alfons Hillmann waren auf den ersten Blick ein ganz normales Ehepaar mittleren Alters, wie sie in jeder Stadt zu hunderten, wenn nicht sogar zu Tausenden anzutreffen sind. Alfons Hillmann war offensichtlich ein paar erlebnisreiche Jahre älter als seine Frau. Dafür redete Martha eindeutig mehr. Die Hillmanns wohnten in einem kleinen Einfamilienhaus am Rande einer deutschen Mittelstadt und führten ein gutbürgerliches Leben. Ihre Kinder waren erwachsen und kurz vor Beginn dieser Geschichte war der dritte und letzte Sohn aus dem Haus gegangen.

Ich kannte Hillmanns nur flüchtig aus der Nachbarschaft und erst viel später, als ich zufällig wieder in die Stadt kam, hörte ich ihre abenteuerliche, etwas sonderbare Geschichte. Sie beeindruckte mich so stark, dass ich im Folgenden versuchen will, sie möglichst genau wiederzugeben.

Die Söhne der Hillmanns waren also erwachsen und man hielt den Zeitpunkt für gekommen, die Reise, die Alfons seit Jahren geplant hatte, endlich durchzuführen. Eigentlich arbeitete er als Betriebsprüfer bei der örtlichen Finanzbehörde, doch war er mit Herz und Seele Völkerkundler. Er hatte sich dabei ganz auf die Eingeborenenstämme im Amazonasgebiet konzentriert. Jede freie Minute verbrachte er in seinem „Forschungszimmer“, dem ausgebauten Dachgeschoss seines Hauses. Niemand außer ihm selbst durfte es betreten. Dort studierte er Bücher und andere Schriftstücke über sein Fachgebiet.

Schon sehr früh war Alfons fasziniert von Kopfjägern. Mit zunehmendem Alter wurde sein Interesse ernsthafter, schließlich war er fast besessen davon, alles

über die Eingeborenen und ihre Kultur zu erfahren. Das ging bisweilen soweit, dass er während seiner klausurartigen Studien alles andere um sich herum vergaß. Auch seine Frau. Aber wenn Alfons etwas anfang, dann brachte er es zu Ende. Hundertprozentig. Niemand durfte ihn dabei stören. In diesem Punkt war er ausgesprochen empfindlich und konnte sehr böse werden. Seine Frau, die die Launen ihres Mannes zu Genüge kannte, respektierte ihn und ordnete sich, allerdings nicht ohne inneren Widerwillen, unter.

Das Haus diente Alfons als Museum für südamerikanische Kunst. Die Wände waren dicht behängt mit bunten, bedrohlich dreinblickenden Masken, bemalten Holzschilden und federgeschmückten Speeren. Auch ein Blasrohr der berühmten Jivaroindianer, vielen wohl eher als „blutrünstige Kopfhänger“ bekannt, hatte Alfons auf einer Auktion erstanden. Was ihm noch fehlte, und diese Tatsache bereitete ihm manch schlaflose Nacht, war ein Schrumpfkopf. Eine Trophäe, die die Indianer mit Hilfe eines speziellen Verfahrens aus der vom Schädel gelösten Haut eines getöteten Feindes herstellten. Ingeheim hoffte Alfons, von seiner Reise einen Schrumpfkopf mit nach Hause zu bringen.

Wegen der Kinder hatte sich der Zeitpunkt der Expedition immer wieder hinausgezögert, doch nun war es soweit: die Ausführung seiner Pläne konnte beginnen. Die Route stand seit Monaten fest, der Flug ab Frankfurt war gebucht, Unterkünfte ebenfalls.

Es war am letzten Abend vor dem Abflug nach Lima. Martha und Alfons waren schon nach Frankfurt gefahren und hatten sich in einem kleinen Hotel am Stadtrand einquartiert. Das große Gepäck und die Ausrüstung hatten sie sicherheitshalber vor der Reise aufgegeben. Nach dem Abendessen machten sie

noch einen letzten Gang durch die Straßen der Vorstadt. Sie kamen auf einen Platz, wo verschiedene Buden und Wagen aufgestellt waren. Eine Art Kirmes oder Schützenfest. Mit oder ohne Anlass, auf jeden Fall waren dort trotz des noch kühlen Frühjahrs, viele Menschen zusammengekommen.

Laute Musik und marktschreierische Ankündigungen der Budenbesitzer vermischten sich mit dem allgemeinen Lärm und dem Grölen vereinzelter Besucher zu der üblichen Geräuschkulisse, die ein solches Fest immer begleitet. Wer wollte, oder auch nur unvorsichtig genug war, konnte hier sein Geld schnell für eine Menge Sinnloses loswerden.

Das Ehepaar Hillmann hatte wie so oft, getrennte Meinungen zu dieser Art von Vergnügen. Während Martha ihre Begeisterung offen zeigte, hielt sich Alfons zurück und betrachtete das für sein Empfinden ausgesprochen primitive Spektakel lieber aus sicherer Entfernung. Er hatte nichts übrig für derlei Rummel. Am Ende gab er dann aber doch nach, holte tief Luft und schritt mit möglichst gleichgültiger Mine wie ein Panzer durch die Menge.

Zunächst besuchten sie eine Losbude und verloren dreimal. Danach fuhren sie eine Runde Kettenkarussell - außer dem Gleichgewicht konnten sie hier nichts verlieren - aßen zusammen eine Tüte Popcorn, zielten am Schießstand sechsmal daneben und brachten so den größten Teil des Abends hinter sich.

Zum Kummer ihres Mannes blieb Martha schließlich vor dem Wagen einer Hellseherin stehen. „Da müssen wir noch hinein, Alfons!“ Sie sah ihn bittend an. „Ich will wissen, wie die Reise verläuft!“ - „Blödsinn! Sag nur, du glaubst an diesen Humbug?“, entgegnete er verständnislos. „Warum denn nicht? Es

kann ja nicht schaden!“ Martha fühlte sich angegriffen. „Meinetwegen geh hinein. Tu, was du nicht lassen kannst. Aber ich bleibe draußen. Und fasse dich kurz!“ Martha verschwand aufgeregt hinter dem mit Monden bedruckten Vorhang.

Es dauerte etwa zehn Minuten, bis Martha wieder erschien. Strahlend kam sie auf ihren Mann zu. „Hoffentlich hast du ihr in deiner Begeisterung nicht unser gesamtes Urlaubsgeld gegeben“, brummte er unwirsch. „Nein! Was glaubst du denn?“ Martha legte den Kopf schief. „Die Hellseherin ist übrigens Rumänin. Ich glaube, sie kann tatsächlich hellsehen. Jedenfalls wusste sie gleich, dass ich verreise.“ – „Na sowas. Wenn ich dich so ansehe, könnte ich dir auch sagen, dass du verreist - kostenlos!“ – „Sie hat gesagt, dass ich mit dem Mann meines Lebens einen aufregenden Lebensabend verbringen werde. Wir werden noch viele glückliche Jahre haben, Alfons! Sie hat sogar behauptet, dass wir deinen langersehnten Schrumpfkopf bekommen! Hörst du, du bekommst endlich, was du immer haben wolltest!“ – „Ja, ja, lassen wir uns überraschen.“

Man überstand die Nacht und voller Reisefieber begann der nächste Tag. Das Morgenmahl wurde sehr früh eingenommen, denn Alfons bestand darauf, dass sie schon eine Stunde vor dem eigentlichen Termin am Flughafen waren, also zwei Stunden vor Abflug. Die Wartezeit verbrachten sie damit, sich gegenseitig auf die Nerven zu gehen. Später im Flugzeug waren sie von ihren Streitgesprächen so erschöpft, dass sie sogar einige Stunden schlafen konnten. Als die Maschine in den USA zwischenlandete meinte Martha, sie seien bereits in Peru. Ansonsten verlief der Flug ohne Zwischenfall.

In Lima war es bedeutend wärmer als in Frankfurt. Und auch feuchter. Alfons suchte in der Flughafenhalle einen Informationsstand, um sich nach dem Hotel für die ersten beiden Nächte zu erkundigen. In einem alten klapprigen Taxi fuhren sie dorthin. Die Kisten mit der Ausrüstung ließen sie gleich am Flughafen. Im Hotel machte sich die Zeitverschiebung ein wenig bemerkbar und man beschloss, das Bett aufzusuchen - Schlaf soll gelegentlich Wunder wirken, was Klimawechsel und Zeitverschiebung betrifft!

Lima, die von dem berühmten Spanier Pizarro als Ciudad de los Reyes gegründete Hauptstadt Perus, ist Heimat von über drei Millionen Einwohnern. Die Stadt beherbergt das älteste Theater Südamerikas und hat auch sonst einige Kostbarkeiten zu bieten. Angefangen von der berühmten Universität, bis zur Mumie des Eroberers Pizarro in der Kathedrale gibt es für Touristen eine Fülle von Attraktionen. Lima gilt als politisches und kulturelles Zentrum des spanischen Kolonialreiches.

Das einzige jedoch, was Alfons von all diesen Dingen interessierte, war die große Bibliothek, in der er hoffte, Neues über die Jivaros zu erfahren. Erstaunt, aber voller Genugtuung musste er feststellen, dass er das Meiste bereits wusste.

Die Jivaros waren Waldindianer, die überwiegend als Großfamilien in der Ostabdeckung der Anden lebten. Von ihnen existierten noch etwa fünfzigtausend. Ursprünglich gefürchtet wegen ihrer Blutrache, verschiedener Kulte und den tödlichen Blasrohrprojektilen, sind sie heute zumeist friedlich.

Neben diesen Indianern im Nordosten von Peru gab es in den südlicheren Regionen die uns eher bekannten Hochkulturen. Vor allem die Inkas waren dort

von etwa 1200 bis 1532 bestimmend. Die Spanier setzten dieser Hochkultur in ihrer Goldgier ein jähes und grausames Ende. 1572 wurde der letzte Inka hingerichtet. Noch heute existieren Legenden vom sagenhaften Goldschatz der Inkakönige. Einer dieser Könige soll sogar in Goldstaub gebadet haben. Machu Picchu und andere ehemalige Fluchtstädte der Inkas werden heute im Urwald freigelegt und zeugen vom enormen Entwicklungsstand, der hier einmal herrschte.

Heute ist Peru ein Land, das trotz seiner reichen Bodenschätze eher als Agrarland anzusehen ist. Industrie ist hauptsächlich an der Küste angesiedelt. Die Menschen im Amazonasgebiet leben, soweit sie sich nicht selbst versorgen, von der Kautschukproduktion und vom Holzexport. Auch Rohchinin wird gewonnen. Einzelne Plantagen, weniger als in anderen südamerikanischen Ländern, sind Überreste aus der Kolonialzeit. In den letzten Jahren wurde im nordöstlichen Teil Perus Öl entdeckt. Eine Tatsache, die vielleicht das Ende der letzten Eingeborenen bedeutet.

Diese vorerst noch weitgehend unberührten Stämme waren es nun, für die sich Alfons Hillmann interessierte. Seine Jivaros lebten in einem bislang nur schwer zugänglichen Gebiet. Alfons hatte sich jahrelang auf diese bedeutsame Reise vorbereitet. Sie war für ihn die Krönung seines Forscherlebens. Er hatte sich, wie es seinem Naturell entsprach, vorgenommen, dass alles so professionell wie möglich und ohne Fehler ablaufen sollte. Unzählige Male war er die Reise gedanklich durchgegangen, bevor er sie mit seiner Frau antrat.

Die Verständigung mit den Einheimischen machte kaum Schwierigkeiten. Auch hierauf hatte sich Alfons planmäßig vorbereitet, indem er mit seiner Frau einen Intensivkurs Spanisch besucht hatte.

Von Lima aus charterte Alfons ein zweimotoriges Flugzeug, das in vielem an einen amerikanischen Bomber aus dem zweiten Weltkrieg erinnerte. Der Pilot war ein fröhlicher junger Mann, vielleicht fünfundzwanzig Jahre alt. Er nannte sich Juan. Juan hatte kurzes schwarzes Haar, sein Typ war zwar südamerikanisch, doch der spanische Einfluss war unverkennbar.

Das Flugzeug sollte Hillmanns samt Gepäck bis Iquitos bringen, von wo aus man versuchen musste, zu Fuß weiterzukommen.

Juan hatte ein vorsintflutliches Kofferradio im Cockpit liegen, welches ihm die neuesten Informationen, den Wetterbericht und reichlich Musik, vor allem aber Störungen und Knistern übermittelte. Er saß betont lässig auf seinem Sitz und benahm sich so, als flöge er die Strecke wöchentlich viermal.

Der Pilot flog lange Zeit den Rio Ukayali entlang, der seine Ursprünge weiter oben in den Anden hat. Bei Nauta vereinigt sich der Fluss mit dem Rio Marañon zum Amazonas, dem größten Strom Südamerikas. Hier erst beginnt das eigentliche Amazonasgebiet, welches sich durch dichten, stellenweise undurchdringlichen Urwald auszeichnet. Trotz des nährstoffarmen Bodens gedeiht eine üppige Vegetation. In Flussnähe wachsen Lianen, Unmengen an Schilf und die verschiedensten Sumpfpflanzen. Die am Nachmittag üblichen Gewitter begünstigen das Wachstum dieser Pflanzen, denn nicht zuletzt durch den Regen ist eine hohe Luftfeuchtigkeit das ganze Jahr über garantiert.

Der Einflussbereich des Amazonas ist riesig. Mit einer Größe von über sieben Millionen Quadratkilometern umfasst er zwei fünftel von Südamerika und ist damit fast so groß, wie Australien.

Die dichte, immergrüne Vegetation bewahrte das Land bisher vor einer übermäßigen Zivilisation. Bis heute gibt es nur im südlichen Amazonasgebiet eine Verbindungsstraße zur Küste. Der Norden ist nahezu unberührt, hier leben die Indianerstämme ungestört in Familien wie vor einigen hundert Jahren.

In Iquitos angekommen galt es, eine kleine, aber fähige Mannschaft aus ortskundigen Peruanern zusammenzustellen. Sie sollten idealerweise mit den Indianerstämmen der Jivaros gewisse Erfahrung haben. Alfons hatte wegen der Mannschaft schon von Deutschland aus Kontakt zum hiesigen Konsulat aufgenommen. Es meldeten sich so viele Bewerber, dass Alfons aus einer großen Zahl die besten Männer auswählen konnte. Zusammen mit Pedro, dem vom Konsulat empfohlenen Führer organisierte er noch fehlende Zelte und andere Expeditionsgegenstände.

Das Abenteuer konnte beginnen. Mit seiner Frau und acht Einheimischen verließ Alfons Hillmann am Morgen eines zehnten April Iquitos in Richtung Norden.

Die Gruppe versuchte zunächst am Fluss entlang zu gehen, man verließ ihn aber, da immer wieder unüberwindbare Sumpflöcher und Bäche ein Weiterkommen verzögerten.

Am Abend waren die Hillmanns vollkommen erschöpft. Ungeübte Europäer überstehen diese Art von körperlicher Anstrengung weitaus schlechter, als die zähen Peruaner. Noch dazu in solch drückendem Klima.

Es wurde eine kleine Lichtung ausgemacht, in deren Mitte die Zelte aufgeschlagen wurden. Um sie herum wurden im Kreis einige Feuer entfacht, die während der Nacht wilde Tiere fernhalten sollten. Pedro hatte vor Affen gewarnt, die zwar im Grunde harmlos, dafür aber fürchterlich aufdringlich sein können. Abgesehen davon, dass sie es fertigbringen, über Nacht sämtliche Vorräte mitzunehmen oder zumindest in alle Richtungen zu verstreuen. Auch mit Schlangen und vor allem mit zahllosem Ungeziefer muss im Regenwald gerechnet werden. Deshalb schlief man in speziellen Mosquitozelten, die sich dadurch auszeichnen, dass sie ein zweites, feinmaschiges Innenzelt besitzen, das auch den Boden bedeckt. Schließt man den Reißverschluss, hat man Gewähr für eine relativ ruhige Nacht.

Für die Hillmanns war es die erste Reise dieser Art. Genau genommen waren sie nie über die Adria hinausgekommen. Martha war allerdings überzeugt davon, bestens für die Expedition gerüstet zu sein, denn sie hatte zu Hause vorsorglich einige Abenteuerfilme gesehen.

Bis auf die Nachtwache schlief die Mannschaft, als Martha von einem markerschütternden Schrei geweckt, aufschreckte und einen ebensolchen ausstieß. Dieser wiederum weckte ihren Mann, der offensichtlich tief geschlafen hatte.

„Al .. Alfons, was war denn das?“ stammelte sie, „Da wird einer umgebracht. Das sind sicher Kopffäger! Kommen die zu uns?“ – „Unsinn! Hier doch noch nicht. Das sind irgendwelche Tiere, die da schreien! Affen wahrscheinlich. So, schlaf jetzt, sei nicht gleich so hysterisch! Was sollen denn unsere Begleiter von uns denken?!“ Alfons drehte sich, nachdem er ausgiebig den Kopf geschüttelt hatte, auf die Seite um weiterzuschlafen. Martha wagte nicht, ihn ein weiteres Mal anzusprechen.

Der Morgen kam früh, das Leben im Dschungel beginnt nämlich weit vor Sonnenaufgang. Eigentlich schläft der Urwald überhaupt nicht. Es findet bestenfalls ein Wachwechsel statt zwischen seinen tag- und nachtaktiven Bewohnern. Pedro besprach mit Alfons die Route, während Martha den anderen beim Packen zusah. Die im Laufe der Nacht bis zur Glut heruntergebrannten Feuer wurden bis auf eines gelöscht, auf ihm wurde Kaffee gekocht. Man saß am Boden und stierte sich gegenseitig wortlos an. Zwischendurch hob jemand die Kaffeekanne um sich nachzugießen. Schließlich erhob sich Alfons. „Wir sollten uns bewusst sein“, begann er in fließendem Spanisch, „dass wir ein Team sind, und dieses unter allen Umständen bleiben müssen! Man kann sich im Urwald schnell verlaufen und das führt ebenso schnell zur Katastrophe.“ Alfons sah seine Frau durchdringend an. „Wir sind sprichwörtlich aufeinander angewiesen. Keiner weiß, ob wir auf unbekannte Indianer stoßen, die uns im schlimmsten Fall sogar angreifen. Außerdem gibt es genug Gefahren im Urwald - jemand kann von einer Schlange gebissen werden oder sich den Fuß brechen...“ Die Mannschaft nickte zustimmend.

Martha sah ihren Mann lange an. Einerseits war sie stolz auf ihn, er war immerhin Chef dieses Unternehmens. Und sie war gerne Frau des Chefs. Auf

der anderen Seite kam sie sich jetzt noch einsamer vor, als bisher. Seit der Reisetrip feststand, drehte sich für ihren Mann alles um seine Expedition. Noch mehr, als vorher. Sie, Martha, schien ihm dabei fast lästig geworden zu sein. Er dachte ausschließlich an die Verwirklichung seines Traumes, den er von Jugend an geträumt hatte: Seine eigene Expedition zu den Kopffägern. Wollte er einen wissenschaftlichen Aufsatz über seine Reise schreiben? Arbeitete er möglicherweise an einem umfassenden Werk über die Jivaros? Sie wusste es nicht. Alfons hatte nie mit ihr darüber gesprochen. Er käme von allein auch nicht auf die Idee, mit Martha über die Jivaros zu sprechen, weil es eben SEIN Thema war. Alfons Hobby hatte die beiden mit den Jahren immer weiter voneinander entfernt. Es gab Abende, an denen er hinter seinen Büchern saß, ohne auch nur ein Wort mit ihr zu wechseln. Am Wochenende zog er sich oft in sein Arbeitszimmer zurück, hatte für nichts anderes mehr Zeit, er war einfach verschwunden.

Hier im Urwald wurde Martha diese erschreckende Entwicklung ihrer Ehe erst richtig bewusst. Ihr Mann war besessen von seiner Idee. Sie bewunderte ihren Mann, ja sie hatte Respekt vor seinem Ehrgeiz. Aber welche Gefühle waren geblieben? Liebte sie ihn noch? Liebte ER sie noch? Konnte er überhaupt lieben? Hatte er sich nicht zum egoistischen Einzelgänger entwickelt? Und sie, Martha, dabei vergessen! Nein, emotional fühlte sie sich nicht mehr hingezogen zu Alfons. Ja, sie hatte ihn einmal geliebt. Er aber hatte sie so oft abgewiesen, dass diese ursprüngliche Liebe erloschen war. Sie hatte anfangs noch gehofft, die Reise nach Peru setzte seinem Wahn ein Ende, doch es war nur schlimmer geworden. Anfangs hatte sie der Leidenschaft ihres Mannes keine größere Bedeutung beigemessen, schließlich hat jeder Mann irgendeinen Spleen. Doch

nie hatte sie geahnt, dass ihr Mann irgendwann einmal nur noch für seine dämlichen Jivaros lebte. Sie hasste die Jivaros.

„Martha, was stehst du da rum?“ Alfons schnarrende Stimme ließ sie zusammenzucken. „Wir müssen weiter, der Weg ist beschwerlich und ich will heute eine größere Strecke zurücklegen, als gestern.“ – „Ja, Alfons“, reagierte sie noch etwas abwesend. „Ach, Alfons! Wir haben heute noch gar nicht richtig miteinander gesprochen. Wie hast du eigentlich geschlafen?“ – „Gut habe ich geschlafen, bis du mich mit deinem Geschrei geweckt hast. Danach schlecht. So habe ich dann den Plan für heute aufgestellt. Wir versuchen direkt nach Norden zu gehen, das geht hoffentlich schneller und dürfte laut Pedro durch weniger sumpfiges Gelände führen.“ Alfons drängte zum Aufbruch.

Das wichtigste Instrument im dichten Urwald ist neben dem Kompass zweifellos die Machete, ohne die es so gut wie kein Fortkommen gibt. Selbst mit ihr ist der Weg noch beschwerlich genug. Wenn man es nicht selbst erlebt hat, kann man sich kaum vorstellen, wie anstrengend eine Expedition durch tropischen Regenwald ist. Es war vor allem weitaus anstrengender, als Martha es aus ihren Filmen kannte. Und auch Alfons musste zugeben, dass er gedacht hatte, schneller voranzukommen.

Auf Tiere stieß man selten, viele sind sowieso nachtaktiv, außerdem sind sie sehr scheu und im Wald gut getarnt. Wenn man sie auch nicht sah, so war man sich dennoch ständig bewusst, dass es Unmengen von ihnen geben musste. Besonders nachts kann man das Schreien, Pfeifen, Gurren, Zirpen, Klopfen und Bellen weithin in ohrenbetäubender Lautstärke miterleben.

Am dritten Tag nach Aufbruch der Expedition Hillmann begann ein ausgiebiger, warmer Regen. Das ganze Jahr über muss in dieser Region mit Niederschlag gerechnet werden, also auch jetzt. Der Waldboden, sowieso schon feucht und dunkel, verwandelte sich in einen regelrechten Sumpf. Unter einem riesigen Baum schlug man die Zelte auf. Sein mehrstöckiges Laubdach schützte zumindest anfangs einigermaßen vor Durchnässen. Wohl oder übel musste die Expedition bis zum Ende des Regens hier bleiben, da ein Weitergehen zu sehr an den Kräften gezehrt hätte. Das Schlimme am tropischen Klima ist, dass Kleidungsstücke, sind sie erst einmal nass, aufgrund der ständig hohen Luftfeuchtigkeit nie mehr richtig trocknen.

Am fünften Tag endlich hörte es nachmittags auf zu regnen. Da in den Tropen ständig irgendwelche Wolken am Himmel sind, musste man mit weiteren Niederschlägen rechnen. Man brach aber trotzdem auf. Für Alfons war es auch höchste Zeit. Er wäre vom untätigen Herumsitzen fast wahnsinnig geworden.

Ganz ungefährlich war das Weitergehen allerdings nicht, da sich an vielen Stellen durch Unterspülung verdeckte Löcher gebildet hatten. Wenn jetzt jemand unbedacht ins Unterholz trat, konnte es leicht passieren, dass er einbrach und sich den Fuß erheblich verletzte. Und genau das widerfuhr Martha. Sie bewunderte gerade die farbenprächtigen, für sie unbekanntes Pflanzen des Dschungels und achtete nicht auf den Weg. Plötzlich sackte ihr Fuß in eines dieser ausgespülten Löcher. Sie schrie wie damals in der Nacht gellend auf. Allerdings mehr vor Schreck, als vor Schmerz.

Pedro der Führer, ein auffällig gut aussehender muskulöser Peruaner, eilte ihr zu Hilfe. Alfons hatte den Schrei nicht weiter beachtet, wenn er ihn vor

Gedanken überhaupt gleich wahrgenommen hatte. Frauen, und besonders seine Frau, mussten eben ab und zu schreien oder jammern, um sich wohl zu fühlen. Als er sich dann doch umdrehte, tat er das zunächst nur, weil er bemerkt hatte, dass er allein war. Alfons ließ sich auf einen umgestürzten Baumstamm nieder, um auf die Gruppe zu warten. „Es wäre besser gewesen“, dachte er, „wenn ich Martha in Deutschland gelassen hätte.“ Selbst hier konnte sie sich nicht zusammenreißen! Es war auch schon das zweite Mal, dass sie so grässlich schrie. Er hoffte nur, dass sie damit die Jivaros nicht einschüchterte und womöglich verscheuchte. Warum konnte sie nicht, wie jeder vernünftige Mensch, in normalem Ton auf etwas aufmerksam machen. Musste sie dabei immer so schreien?

Alfons saß unter einem mächtigen, sicherlich hundert Jahre alten Urwaldriesen. Der hatte trotz seiner Größe keinen besonders dicken Stamm. Bemerkenswert waren allerdings die mannshohen Brettwurzeln, die dem Baum seitlichen Halt gaben. Sein Laub und die Äste bildeten eine undurchdringliche Einheit, der Himmel war nicht zu sehen. Es musste wohl zwanzig Meter Laubwerk sein, von dem jedoch der untere Teil zu niedrigeren Bäumen gehörte, die im Schutz des Riesen wuchsen. Jede Etage einer solch verschwenderisch ausgestatteten Vegetation bietet einen abgeschlossenen Lebensraum für bestimmte Pflanzen und Tiere. Das ist auch der Grund dafür, dass hier auf relativ engem Raum eine Vielzahl an Lebewesen nebeneinanderher leben kann. Die Tiere haben sich dem Baumleben angepasst, auch die Säugetiere, angefangen vom Puma, den verschiedensten Affenarten bis hin zum Faultier, welches seinen Lebensinhalt wohl darin sieht, hängenderweise an einem Ast auf bessere Zeiten zu warten. Es gibt im Urwald natürlich auch eine Vielzahl von Vögeln. Auffällig ist, dass sie relativ kurze Flügel, dafür aber umso kräftigere Zehen besitzen. Im Wald wären

lange Schwingen von Nachteil, davon abgesehen, dass viel zu Fuß erledigt wird. Die Natur vermag sich eben allen Situationen anzupassen.

Jetzt endlich kamen die anderen. Martha hatte sich vom Schreck erholt, es war nichts Ernsthaftes geschehen. „Also vorwärts! Und keine Unterbrechungen dieser Art mehr, wenn ich bitten darf!“ Alfons sah seine Frau wieder einmal durchdringend an, drehte sich dann um und marschierte weiter.

Abends entdeckten sie eine fast quadratische Lichtung, die sich hervorragend für das Nachtlager eignete. Die Lichtung machte den Eindruck, als sei sie künstlich entstanden. War sie ein erstes Anzeichen auf Menschen? Gab es hier Indianer? Es war gut denkbar. Alfons ließ der Gedanke nicht los. Die Urwaldbewohner legen mitten im Urwald Feuer und schaffen sich durch sogenannte Brandrodung Freiraum für Ackerbau. Hier bauen sie das an, was sie zum Leben benötigen. Doch nur solange der Boden fruchtbar bleibt. Ist der Boden ausgelaugt, wird ein weiteres Stück Wald gerodet. Entgegen unserer Vermutung ist der tropische Boden nämlich nur in einer sehr dünnen Schicht fruchtbar das heißt, nur für kurze Zeit nutzbar. Die Erosion schreitet schnell fort und die betreffende Sippe muss gezwungenermaßen einen Teil des Urwaldes zerstören, da sie die Kunst des Düngens nicht kennt.

Waren die Jivaros näher, als er vermutet hatte? Alfons fand keine Ruhe mehr. Mitten in der Nacht stand er entschlossen auf, nahm sein Gewehr und schlich unbemerkt aus dem Lager.

Am nächsten Morgen erwachte Martha. Sie wollte ihren Mann wecken, da er offenbar noch schlief. Jetzt erst bemerkte sie, dass sein Bett leer war. Sie spähte

überall umher, doch er war nirgends zu finden. „Jivaros, oh Gott!“ Der obligatorische Schrei veranlasste die gesamte Mannschaft, sich unverzüglich zum Zelt der Hillmanns zu begeben. Man stellte freilich eindeutig fest, dass Alfons nicht entführt worden war. Das Feldbett war geordnet und sein Gewehr fehlte.

„Ich hätte mir denken können, dass er allein loszieht“, bemerkte Martha voller Selbstvorwürfe. Wann würde er zurückkommen? Es war keine Nachricht von ihm zu entdecken. Alfons hatte anscheinend in der Eile vergessen, dass er nicht allein war und es Menschen gab, die sich Sorgen um ihn machen könnten. Es blieb der Mannschaft also nichts anderes übrig, als hier auf ihn zu warten.

Als sich nach vier Tagen der Unsicherheit immer noch kein Alfons zeigte, machte Pedro einen Vorschlag, der allen der richtige zu sein schien. Etwa eine Tagesreise entfernt musste wohl ein Jivarodorf sein, in dem Pedro vor Jahren schon einmal gewesen war. Dorthin wollte er die Gruppe führen.

Mitten auf der Lichtung wurde an einem Pfahl eine Nachricht für den vielleicht doch noch zurückkehrenden Alfons hinterlassen, dann ging es los. Trotz Alfons Verschwinden blieb die Mannschaft erstaunlich zuversichtlich. Und auch Martha spürte, dass es ihr guttat, wenn niemand an ihr herumnörgelte und sie zurechtwies.

Am nächsten Tag erreichte man gegen Mittag das kleine Dorf. „Dorf“ war eigentlich übertrieben. Hier schien lediglich eine größere Familie zu wohnen. Martha zählte bei der Begrüßung lediglich sechzehn Eingeborene. Auf die Frage nach Alfons wusste niemand eine Antwort. Keiner hatte einen Fremden

gesehen und auch nichts aus anderen Dörfern über ihn gehört. Dafür boten die Jivaros den Ankömmlingen Quartier an und luden sie ein, einige Tage als willkommene Gäste zu bleiben. Die Kinder des Dorfes schlichen indes neugierig um die Expeditionsmitglieder herum, kicherten verlegen und begutachteten die vielen fremden Gegenstände und Kleidungsstücke.

Abends saßen Gäste und Gastgeber um ein großes Feuer und tauschten kulturelles Wissen aus. Da man sich in der Jivarosprache unterhalten musste, übersetzte Pedro, der die Eingeborenenensprache als Einziger ein wenig beherrschte, alle Gespräche. Er kümmerte sich im Übrigen aufopfernd um die tapfere Martha. Seit ihr Mann verschwunden war, war Martha zwangsläufig Kopf der Expedition. Sie hatte Entscheidungen zu treffen und wuchs glücklicherweise mit Pedros Hilfe schnell in diese neue Aufgabe hinein. Pedro konnte recht gut Deutsch. Wie sich herausstellte, war er vor gar nicht langer Zeit im Rahmen eines diplomatischen Vorhabens in Deutschland gewesen.

Martha erfuhr, dass im Dorf ab und zu Peruaner und seltener sogar Weiße verkehrten, die ihnen Kautschuk, Mais und Holzerzeugnisse abkauften. In Ermangelung eines Zahlungssystems tauschten sie ihre Waren gegen Produkte aus der zivilisierten Welt. So existierten hier einfache landwirtschaftliche Geräte genauso, wie eine ohne Strom allerdings nutzlose Kaffeemaschine.

Etnologisch gesehen waren die Eingeborenen im Dorf eindeutig Jivaros. Allerdings waren viele ihrer Bräuche durch den fremden Einfluss verwaschen oder bereits ganz abgeschafft. Man schwankte also zwischen primitivem und zivilisiertem Leben. Ganz in der Nähe gab es jedoch einige unberührte Sippen. Mit ihnen kam man aber nicht oft in Kontakt. Die Jivaros waren eher

Einzelgänger, man lebte in Familien zusammen. Städte gab es überhaupt nicht. Martha hörte an diesem Abend viel über das Hobby ihres Mannes. „Er wird sich sicher ärgern, wenn ich ihm erzähle, was er verpasst hat“, dachte sie bei sich.

In aller Frühe schon kam Leben ins Dorf. Von einem benachbarten Stamm war ein Krieger angekommen und das war, wie gesagt, außerordentlich selten. Wild gestikulierend redete er mit den Männern des Dorfes. Der Krieger war mit seltsamen weißen Mustern bemalt, nicht nur im Gesicht, sondern am ganzen Körper. In der Hand hielt er einen Speer, der dem in Hillmanns Wohnzimmer zum Verwechseln ähnlich sah. Irgend etwas musste passiert sein, zumindest gerieten auch die Dorfbewohner in Aufregung. Pedro war unter den Männern. Er hatte den Grund der allgemeinen Unruhe offenbar herausgefunden und nahm den Fremden zur Seite. Ebenfalls gestenreich diskutierte er mit ihm, bis dieser abschließend mehrmals nickte. Es dauerte nicht lange und der Krieger verschwand mit leicht wippendem, vor allem aber ziemlich schnellem Schritt dort, wo er so plötzlich aufgetaucht war.

Pedro berichtete mit einem Leuchten in den Augen: „In seinem Dorf ist ein Ahne zurückgekehrt. Sie feiern deswegen ein großes Fest. Ich habe ihn überredet, dass wir diese seltene Zeremonie miterleben können“. Anscheinend handelte es sich bei dieser Ahnenfeier um einen alten Brauch. Martha, die einige Bücher über Parapsychologie und Mystik gelesen hatte, war sofort einverstanden. Eine mystische Totenfeier, vielmehr die Rückkehr eines Toten aus dem Jenseits. Das musste sie erleben. „Wenn nur mein Mann hier wäre“, flüsterte sie Pedro seufzend zu. „Das Fest wäre sicher für seine Forschungen über die Lebensgewohnheiten der Waldindianer interessant. Oh, der Arme!“

Über einen schmalen, selten benutzten Pfad gelangte die Gruppe in das andere Dorf. Der Marsch dauerte etwas über drei Stunden. Unterwegs hätte Martha fast wieder einen Schrei ausstoßen müssen. Sie hatte das schlafende Faultier erst im letzten Augenblick bemerkt. Pedro machte sie auf das Tier aufmerksam, welches in dichtem Laubgeäst wohnte, oder besser schlief.

Das Dorf war kleiner und nach unseren Maßstäben armseliger, als das, woher sie kamen. Um eine Arbeitsstelle hockten einige Frauen und Kinder, die wilden Mais bearbeiteten und in hölzernen Bottichen stampften. Alle Krieger und auch einige der Frauen waren bemalt. Die Vorbereitungen für die Zeremonie liefen auf Hochtouren. Jeder tat etwas anderes. Selbst die Kinder halfen. Einige Indianer waren dabei, eine riesige Feuerstelle anzulegen, um die herum später gefeiert werden sollte. Der Urwald lieferte zum Glück Holz im Überfluss. Meterhoch hatte man knorrige Äste aufgetürmt. Das war auch gut so, denn das Feuer sollte die ganze Nacht hindurch brennen.

Gegen Abend begann das große Fest der Jivaros. Vier Urwaldtrommeln wurden in eigenartiger Monotonie bearbeitet, wobei sich der Rhythmus ab und an änderte. Für Fremde lag eher eine seltsam bedrohliche Stimmung in der Luft, als Frohsinn und Heiterkeit. Martha saß zusammen mit Pedro und den anderen Expeditionsmitgliedern etwas abseits und beobachtete das Geschehen mit großem Interesse. Trotz der eigenartigen Stimmung wurde viel gelacht und durcheinandergerufen. Die meisten Eingeborenen tanzten zu der Trommelmusik. Andere saßen stumm am Rande des Feuers und starrten scheinbar gedankenverloren in die Glut.

Der Stamm zählte etwa 25 Mitglieder. Es gab viele Kinder und Jugendliche. Das Alter der Menschen war vor allem bei den älteren nur schwer zu schätzen. Der Alterungsprozess setzt bei primitiven Völkern eher ein, als in unserer von Schönheitskosmetik und Antifaltenchemie verseuchten Welt. Hier im Urwald des Amazonas konnte man über jede Falte stolz eine spannende Geschichte erzählen. Man wage das bei uns!

Plötzlich verstummten Getrommel, Gerede und Gelächter. Totenstille. Zwei Krieger brachten einen großen Tontopf mit einer grauen, eigenartig riechenden Flüssigkeit. Der Topf wurde am Rand des Feuers abgestellt. Ein düster dreinblickender Mann, vermutlich der Mediziner, erschien. Er hüpfte in tänzelnden Schritten um das Feuer herum, wobei er vor sich hinmurmelte und mit den Händen bedeutungsvoll in der Luft gestikulierte.

Nach einigen Minuten dieses unverständlichen Kauderwelschmonologs stimmten auch die übrigen Stammesmitglieder in den Sprechgesang des Mediziners ein.

Martha beobachtete das Geschehen fasziniert. Ihre Fragen über die tiefere Bedeutung der Tänze und Sprachformeln musste sie leider für sich behalten, denn auch Pedro und seine Begleiter sahen konzentriert, fast ehrfürchtig zu. Ab und zu huschte über Pedros Lippen ein kurzes Lächeln.

Der Sprechgesang brach unvermittelt ab und der Mediziner verschwand mit dem brodelnden Topf in einer Hütte. Sofort kam wieder Leben in das Dorf. Man aß und trank, war ausgelassen. Martha, die die Sprache der Indianer nicht beherrschte, hatte sich bemüht, der Zeremonie trotzdem zu folgen. Der plötzlich

wiederkehrende Lärm hatte sie jedoch wieder einmal völlig aus ihren Gedanken gerissen.

Lange nach Mitternacht erschien der Mediziner wieder. Die Stimmung hatte nichts an Intensität verloren. Im Gegenteil. Auf dem Kopf trug der Mediziner einen bunten Federschmuck, der im Licht des Feuers zuckende Schatten hinterließ. In der Dunkelheit wirkte der Mediziner seltsam fremd. Man konnte glauben, er sei eine indianische Gottheit. In der Hand hielt er einen Stab, auf dem ein kleiner runder Gegenstand steckte.

Martha stockte einen Moment das Blut in den Adern. War das nicht so ein Schrumpfkopf, von dem ihr Mann immer geredet hatte? Offensichtlich war *er* Anlass des Festes. Der Mediziner rampte den Stab in den Boden und bewegte sich mit großen Schritten um ihn herum. Dabei verfiel er wieder in seinen monotonen Sprechgesang.

Die Jivaros waren noch vor wenigen Generationen als Kopffäger gefürchtet. Sie stellten diese Schrumpfköpfe einst von ihren erschlagenen Feinden her. Dafür entfernten sie sämtliche Knochen des Kopfes, tauchten die Haut samt Skalp in eine siedende Flüssigkeit, die das Gewebe schrumpfen ließ und zugleich mumifizierte. Aus der so behandelten Haut formten die Jivaros später eine Art Karikatur des ursprünglichen Gesichts. Der fertige Kopf diente ihnen wie gesagt als Trophäe.

Martha erinnerte sich an die Wahrsagerin in Frankfurt. Die hatte gesagt, dass sie einen Schrumpfkopf mit nach Hause nehmen würde. Ja, so musste es sein. Dieser Schrumpfkopf war es, den sie bekommen sollte. Die Weissagung ging

also in Erfüllung. Wenn ihr Mann das wüsste. Aber der glaubte ja nicht an Hellseherei.

Nun musste Martha aber erst einmal versuchen, den Schrumpfkopf überhaupt zu bekommen. Gleich am nächsten Morgen sprach sie Pedro, mit dem sie inzwischen ein fast freundschaftliches Verhältnis pflegte, auf ihr Vorhaben an. Er sah sie etwas überrascht an und machte eine verlegene Bewegung. Dann sagte er: „Okay, ich werde es versuchen. Aber es handelt sich um einen religiösen Brauch! Es hängt vom Mediziner ab. Ich rede mit ihm!“

Pedro sprach lange mit dem Mediziner. Dieser zierte sich einige Zeit, doch schließlich gelang es Pedro tatsächlich, ihn zu überreden.

Für den getrockneten und sauber verpackten Schrumpfkopf musste Martha allerdings ein kleineres Zelt, zwei Blechteller und eine Kaffeekanne im Dorf zurücklassen. Das Einverständnis ihres Ehemannes setzte sie dabei voraus. Es wurde Zeit für den Aufbruch. Man verabschiedete sich herzlich von den Jivaros und verließ das Dorf. Die Expedition verbrachte eine weitere Nacht in dem ersten Dorf und machte sich schließlich gut erholt auf den Rückweg.

Die Gruppe ging den selben Weg zurück, den sie auf der Hinreise genommen hatte, um Alfons möglicherweise doch noch wiederzufinden. Pedro indessen war sich nach der langen Zeit sicher, dass Marthas Mann verschwunden blieb. Und auch Martha sprach das Thema immer seltener an. Ja sie fühlte sich wie befreit von einer großen Last.

Den gesamten Rückweg über hielt sich Martha an Pedro. Er war sicher zehn Jahre jünger als sie, trotzdem fühlte sie sich geborgen in seiner Gegenwart. Pedro war so anders, als ihr Mann. Von Pedro ging eine starke männliche Ausstrahlung aus. Pedro war ein Mann, der nicht nur geistige Interessen pflegte. Und schließlich schätzte Martha eine Eigenschaft von Pedro besonders: Er konnte ihr stundenlang zuhören.

Acht strapaziöse Tage brauchte die kleine Expedition, um wieder zurück nach Iquitos zu gelangen. Dort angekommen, bezahlte Martha als selbstverständliche Nachfolgerin ihres Mannes die Mannschaft und löste die Expedition auf.

Martha stand nachdenklich am Fenster.

Pedro saß auf der Bettkante und legte das Nachthemd von Alfons sorgfältig zusammen. Auf dem Nachtkästchen lag der Schrumpfkopf und grinste mit leerem Blick in den Raum. Lange sah Martha zu ihm hinüber. „Pedro“, sagte sie mit einem Flackern in den Augen, „leg IHN in den Schrank! Die Expedition hat Alfons angestrengt. ER sieht müde aus. So hat ER jahrzehntelang ausgesehen, wenn er abends aus dem Büro kam. Armer Alfons!“